

Lebendige Sprachgeschichte: *sprengen*, *bringen*, *fragen* in den Deutschschweizer Dialekten

Rudolf WACHTER

Universités de Lausanne et de Bâle

Le suisse allemand, comme c'est le cas de tout dialecte dans une aire dialectale, est en mouvement permanent. Quel que soit le moment envisagé, tout dialecte offre à la fois archaïsmes et innovations, dont le mélange le démarque de ses voisins. Cet article s'articulera sur trois observations. La première concerne un usage étonnant du verbe sprengen dans le dialecte bernois, qui trouve son explication dans des procédés morphologiques remontant directement au proto-indo-européen. Le deuxième exemple montrera que deux flexions concurrentes d'un même verbe, bringen, peuvent perdurer plus de 1500 ans. Enfin, le troisième exemple, qui porte sur la diversité des voyelles usitées dans la première syllabe du verbe fragen en suisse allemand, servira à illustrer le mot célèbre – attribué à Voltaire – selon lequel « en étymologie les voyelles ne comptent pour rien ». Cependant, comme on le verra, la distribution des différentes qualités vocaliques obéit bel et bien à des principes définissables, qui trouvent leur explication dans les développements historiques.

Liebe Marianne, ich möchte Dir hier drei meiner «Lieblingsbeobachtungen» aus dem Bereich der schweizerdeutschen Dialekte widmen, die ich gerne in meine Lehrveranstaltungen einflechte – naturgemäss häufiger in Basel als in Lausanne. Eine ist semantisch, eine morphologisch, eine phonetisch, und alle drei erschliessen sich besonders anschaulich dank der historischen und historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft.

1. Als wir etwa im Jahr 2000 bei unseren Freunden E. und M. R. in Langenthal zu Gast waren, die beiden Gastgeber während des Essens zu ihren drei kleinen Kindern sehen mussten, die mit unserer Tochter spielten, und die Gastgeberin plötzlich mit Schrecken die Ebbe in den Weingläsern bemerkte, stand ich auf und bot an, mich darum zu kümmern. Ihre entschuldigende Reaktion war: *I ha di nid wöuue schpränge!* Das «sprengte» mich freilich erst recht, war dies doch eine Verwendungsweise dieses Verbuns, der ich vorher noch nie begegnet war.

Sprengen gehört zur Kategorie der «Kausativa», die in der Wortbildung der indogermanischen Grundsprache fast paradigmatischen, morphologischen Status gehabt haben müssen, in den Einzelsprachen aber nur selten erhalten geblieben sind, am besten im Sanskrit, am zweitbesten in den germanischen Sprachen. Im Sanskrit, wo grundsätzlich zu jedem Verbum das Kausativ gebildet werden kann, lautet zum Beispiel von der idg. Wurzel **smi-* «lächeln», die auch in engl. *smile* steckt, die 3. Pers. Sg. Präs. *smáyati* «lächelt» (idg. **sméj-e-ti*: Wurzel in der *e*-Vollstufe + sog. Themavokal *o/e* + Endung), das Kausativ aber *smāyáyati* «macht jdn. lächeln, veranlasst jdn. zu lächeln» (idg. **smoj-éje-ti*: Wurzel in der *o*-Vollstufe + thematisches Kausativsuffix *-ejo-/-eje-* + Endung).

Im Germanischen sind noch zahlreiche auf diese Weise zusammenhängende Verb-Paare zu fassen. Das grundlegende Verbum ist jeweils intransitiv und «stark», das abgeleitete transitiv und «schwach». Sie zeigen denselben qualitativen Vollstufenablauf **e* : *o* in der Wurzel, wobei **e* im Germanischen oft zu *i* und **o* zu *a* geworden ist. Zusätzlich zeigt das Kausativ im Deutschen Umlaut, der den alten Ablaut etwas verdunkelt. Sowohl der junge Umlaut, als auch der alte Ablaut werden aber sogleich deutlich, wenn man die Entsprechungen im Gotischen (bezeugt ca. 350 n. Chr.) zu Hilfe nimmt, das noch keinen Umlaut kennt und wo das Kausativsuffix, vorne verkürzt, *-ja-/-j)i-* lautet: z.B. got. *lagja* = (ich) *lege*; *lagida* = (ich) *legte* (1. Klasse der schwachen Verben). Prominente Verb-Paare sind *ligan* : *lagjan* = *liegen* : *legen*; *sitan* : *satjan* = *sitzen* : *setzen*; *windan* : *wandjan* = *(sich) winden* : *wenden*; *nisan* : *nasjan* =

(ge)nesen : (er)nähren¹ usw. Der Umlaut ist eine Schliessungstendenz der Vokale *a*, *o*, *u* im Deutschen unter dem Einfluss eines folgenden *-j-* oder *-i-*, wodurch *a* zu *e* (geschrieben <*e*> oder <*ä*>), *o* zu *ö*, *u* zu *ü* wurde. Die «schuldigen» *i/j* sind dabei geschwunden. Weitere solche Paare im Deutschen sind *schwimmen* : *schwemmen*, *dringen* : *drängen*, *sinken* : *senken*, *trinken* : *tränken* – und eben unser Beispiel *springen* : *sprengen*. Im heutigen Englischen ist von alledem nur wenig übrig: *to lie* : *to lay*, *to sit* : *to set*. Im Latein ist gar nur ein einziges Beispiel eines solchen Kausativs bewahrt, aber ein hübsches: *monēre* «ermahnen»² zur Wurzel **men-* im Perf. *meminisse* «sich erinnern», also «jdn. erinnern machen», d.h. «jdn. an etwas erinnern». Die Präsensformen *moneō*, *monēs*, *monet* etc. gehen auf **mon-ejō*, **mon-eje-si*, **mon-eje-ti* etc. zurück.

Was nun den Gebrauch von *sprengen* im Berndeutschen so über- raschend machte, war nicht das Verbum an sich, denn dieses wird ja im Bergbau und Strassenbau häufig verwendet, sondern die wörtliche, ursprüngliche Verwendungsweise im Sinne von «jdn. aufspringen machen». Diese ist gut nachvollziehbar in den analytischen Ausdrucksweisen frz. *faire sauter qqn./qqch.* oder engl. *this made me jump*, im deutschsprachigen Raum aber ist sie heute ein exquisiter Archaismus³.

¹ Das Partizip Präsens dieses Kausativs, *nasjands*, ist im Gotischen als Lehnübersetzung (calque) für lat. *salvator*, gr. *σωτήρ* «Retter» gebräuchlich. Im Deutschen ging die allgemeine Bedeutung «retten, heilen» allmählich zurück zugunsten von «ernähren», weshalb man der entsprechenden Form des Verbums *heilen* den Vorzug gab: *Heiland*, s. z.B. Grimm (1889), Sp. 303 s.v. *nähren*, I.1.

² Das germanische Verbum *(er)mahnen* ist verwandt, aber nicht gleich gebildet, sonst hätte es Umlaut.

³ Das Grimmsche Wörterbuch: Grimm (1919), Sp. 28f. s.v. *sprengen*, bringt zahlreiche Belege aus früheren Jahrhunderten. Bezeichnenderweise stammt aber der semantisch ähnlichste (Sp. 29, I.b.β.), «jemanden aufspringen machen», aus «Uli der Knecht» von Jeremias Gotthelf (Gotthelf 1850, 375), dessen Wirkungsort Lützelflüh nur 20 km von Langenthal entfernt liegt.

2. Jede Sprache ist ein System, das sich dauernd verändert, angetrieben durch den Lautwandel, durch neue Wörter usw. Dabei strebt es wegen der notorischen Bequemlichkeit der Sprecher permanent nach Optimierung. Wenn zwei morphologische Kategorien einander funktional zu nahe kommen, wird die unregelmässigere der beiden aufgegeben. Dafür gibt es unzählige Beispiele. So überlebte im Griechischen der Konjunktiv bis heute, aber der Optativ starb bald nach der Zeitenwende aus. Im Latein fielen vorhistorisch der Aorist und das Perfekt zusammen. Im Spätlatein sind die Kasusendungen durch Ausbau der Präpositionalphrase und stärkere Festlegung der Wortstellung im Satz dahingefallen. Ebenso wird ein Merkmal, wenn es zu sehr in Isolation gerät, durch etwas Einfacheres ersetzt: So fiel die Deklination des altertümlichen indogermanischen Wortes für «Leber» (gr. ἥπαρ, lat. *iecur*, skt. *yákr̥t*) im Griechischen und Latein der Antike bereits so sehr aus dem Rahmen, dass das ganze Wort ersetzt wurde. Dabei hat offenbar ein Kochrezept «Leber, mit Feigen zubereitet» den Ausschlag gegeben: ἥπαρ σῦκωτόν (von *σῦκον* «Feige»), ins Latein lehnübersetzt *iecur ficātum* (von *ficus* «Feige»). Durch sogenannte Ellipse fiel das Substantiv in diesem Ausdruck schliesslich kurzerhand weg (wie in: *ein Helles, une blonde, un ristretto, Züri-Gschnätzlets* «Zürcher Geschnätzletes»), und das Adjektiv übernahm seine Funktionen. So denkt heute bei *foie, fegato, hígado* niemand mehr an Feigen, und ebensowenig bei neugr. *συκῶτι*, das man lange Zeit sogar «falsch» *σηκῶτι* schrieb, bevor die modernen griechischen Etymologen die ursprüngliche Orthographie wieder propagierten.

Es gibt nun aber Fälle, wo zwei morphologische Realisationen derselben Funktion erstaunlich lange nebeneinander leben, ohne dass eine der beiden endgültig die Oberhand gewinnt. Ein solches Beispiel sind die Vergangenheitsformen des Verbums *bringen* im Deutschen. Da wusste ich zwar schon lange, dass das Vergangenheitspartizip im Berndeutschen *prunge* (= standardsprachlich *gebrungen*) lautete. Darüber nachzudenken fing ich jedoch erst an, als meine Hilfsassistentin X. H., aufgewachsen bei Bern und später bei Langenthal, die mir unter anderem beim Tippen der Etymologien für die 10. Auflage des Wörterbuchs «Gemoll» unschätzbare Dienste

erwies, einmal von jemandem sagte: *Är hed gmeint, är bräng das nie fertig*. Im Schweizerdeutschen existiert das einfache Präteritum ja zwar nicht mehr und ist vom zusammengesetzten Perfekt (passé composé) verdrängt worden, eine typische Optimierung der oben beschriebenen Art. Aber dies gilt nur für den Indikativ, nicht für den Konjunktiv. Auch dieser ist jedoch selten, denn er wird oft mit dem Hilfsverb *würde* + Infinitiv umschrieben. Entsprechend lustige Blüten treibt er in den schweizerdeutschen Dialekten: *i miech, i chiem, i guub* «ich würde machen, kommen, geben» usw. Hier aber war der zum Partizip *prunge* perfekt passende Konjunktiv *bräng*, umgelautet aus dem Indikativ **brang*. Auch wenn im Berndeutschen diese Konjunktive noch deutlich lebendiger sind als in anderen schweizerdeutschen Dialekten: Diese Form hatte ich noch nie gehört! Das Verbum hat also – in die Standardsprache übertragen – die Stammformen *bringen – brang – (ge)brungen*, genauso wie *singen – sang⁴ – gesungen*, *trinken – trank – getrunken* und einige weitere der oben (1.) genannten starken Verben.

Nun könnte einer behaupten, das sei bestimmt eine rezente falsche Analogie nach diesen häufigen und prominenten starken Verben, denn die «richtige» Stammformenreihe sei doch *bringen – brachte – gebracht*, also die eines schwachen Verbums. Dies ist allerdings durchaus richtig, denn diese schwache Flexion findet sich nicht nur im Englischen: *bring – brought – brought*, sondern auch

⁴ Der Plural des Präteritums von *singen* lautet heute *wir sangen* usw., aber das ist erst seit wenigen Jahrhunderten so. Die alte Form war *sungen*. Durch den Reim geschützt finden wir diese noch in einem bekannten Weihnachtslied: *Es ist ein' Ros entsprungen ... wie schon die Alten sungen ...* Genauso muss neben *ich brang* der Plural *wir brungen* gelautet haben. Entsprechend hiess es früher auch: *ich ward – wir wurden*, in diesem Fall wurde aber umgekehrt der Vokalismus des Plurals in den Singular verallgemeinert. Dieser – ursprünglich quantitative – Ablaut zwischen Singular und Plural stammt aus dem idg. Perfekt, das dem Präteritum der germanischen starken Verben zugrundeliegt, und findet sich auch im Griechischen, Sanskrit usw.

schon im Gotischen: *briggan*⁵ – *brāhta*⁶ – **brāhts*⁷. Es ist völlig klar, dass bereits die Angeln und Sachsen, die im 5. Jh. n. Chr. aus Norddeutschland kommend in England einwanderten, diese «schwachen» Formen aus ihrer alten Heimat mitbrachten.

Eine rezente Analogie ist *bringen* – *brang* – *gebrungen* aber keineswegs. Die Sache ist komplizierter: Im Althochdeutschen ist das Partizip *brungan* deutlich häufiger als *brāht*, und der früheste Dichter, Otfrid von Weissenburg im 9. Jahrhundert (von dessen Evangelienbuch wir das Autograph haben: cod. Wien 2687) braucht sogar im Präteritum neben *brāhta* einigemal Singular *brang* und Plural *brungun*⁸. Diese Formen kommen auch im Mittelhochdeutschen noch vor, aber für die Neuzeit gibt das Grimmsche Wörterbuch nur noch einen einzigen Beleg⁹. Dies trifft den Sachverhalt freilich gar nicht¹⁰. Denn in den gesprochenen Dialekten nicht nur in der Schweiz, sondern auch Süddeutschlands ist vor allem das Partizip *gebrungen* ausserordentlich häufig, besonders gut belegt

⁵ <gg> steht für [ŋ], die gotische Orthographie ist nach der damaligen griechischen geschaffen worden, in der diese Lautkombination <yy> geschrieben wurde und bis heute wird.

⁶ <h> wurde vor Konsonant [x] ausgesprochen, also mit dem *ach*-Laut, wie noch heute im Deutschen in diesen Formen. Das lange *ā* wird durch (vorhistorischen) Schwund eines alten /n/ vor der Frikativa und Ersatzdehnung des Vokals erklärt, also *brāhta* < **brāhtxa*; in der nhd. Standardsprache ist es wieder gekürzt.

⁷ Das Partizip ist zufällig nicht belegt; s. Braune & Ebbinghaus (1981), 131 (§208f.).

⁸ Braune & Mitzka (1961), 271 (§336 Anm. 4). Zum Ablaut *brang* : *brungun* s. oben Anm. 4.

⁹ Grimm (1860), Sp. 384. Und zwar ist der Gewährsmann auch hier wieder Gotthelf (Gotthelf 1854, 139, Kap. 9), in einer Dialektpassage: *U de het si is zweuer Gattig Voresse brunge, es wär a eyr Gattig o gnue gsy* «Und dann hat sie uns zweier Gattungen Voressen (= Ragout) gebracht, es wäre an einer Gattung auch genug gewesen».

¹⁰ Der Faszikel des Wörterbuchs mit der 2. Auflage von «bringen» ist leider gerade noch nicht erschienen.

zum Beispiel im Westrheinfränkischen und Rheinheßischen¹¹, just da, wo schon Otfrid vor über 1000 Jahren die starken Formen verwendet hatte; dass hier Kontinuität vorliegt, ist kaum anzuzweifeln. Auch in der Deutschschweiz ist die Situation fast ausgewogen. Die betreffende Karte des Sprachatlases der deutschen Schweiz (SDS)¹², dessen Daten aus den 1940er und -50er Jahren stammen, zeigt *prunge* zwischen Bern und Thun, im Emmental und Entlebuch (Kt. Luzern), in Obwalden und Nidwalden, Zug, Schwyz und punktuell in Glarus, ferner schwergewichtig im Wallis westlich von Brig (*gibrungu*) und bei den just aus diesem Gebiet ausgewanderten Nordostwalsern in Graubünden (nordöstlich von Thusis: Davos, Schanfigg, Prättigau). Hingegen herrscht die schwache Form *prächt* im Berner Oberland, im Goms, in Uri und Glarus sowie bei den Bündner Südwestwalsern (Vorder- und Hinterrheintal und Avers), die aus dem Goms stammen müssen, zudem – auch standard-sprachlich gefördert – in der Nordwestschweiz, im Jura und Mittelland sowie in der Säntisregion. Vor allem die Verteilung in den Alpen und Voralpen macht es offensichtlich, dass beide Formen volle Authentizität und je eine lange kontinuierliche Tradition haben. In einigen Gebieten hat schliesslich die eine, in anderen die andere die Oberhand gewonnen, und auch längere unentschiedene Situationen (wie heute in Glarus) dürften häufig gewesen sein.

Endlich sind die starken Formen sogar im Englischen belegt, zuerst im Altenglischen (in ps.-Cædmon) das Partizip *brunzen*¹³, und für später weist das *Oxford English Dictionary*¹⁴ dialektale Formen

¹¹ So *gebrung* exklusiv in einem breiten Korridor von Saarbrücken bis knapp vor Mainz, cf. Bellmann *et al.* (2002), Karte 543. Ein Beispiel aus Hey (1985), 45f., «*De Hochzetswingert*»: *Noh drei Johr, wie der Wingert es erschde Mol ebbes gebrung hot, war alles annerscht* «Nach drei Jahren, als der Weinberg zum erstenmal etwas abgeworfen hatte, war alles anders».

¹² Handschuh *et al.* (1975), Karte 7 (<https://digital.sprachatlas.ch/>).

¹³ Sievers & Brunner (1965), 319f. (§407 Anm. 8, 1).

¹⁴ OED (1971), 1107, Sp. 1; ähnlich OED online (<http://www.oed.com/>, 8.9.2017).

wie Prät. *brong* (mit *o* aus *a*) und Partiz. *brung* aus. Es scheint also, dass auch diese starken Formen bis auf die Zeit der Auswanderung der Angeln und Sachsen zurückreichen. Im heutigen Englischen gilt *bring* – *brang* – *brung* (oder *bring* – *brung* – *brung*) fast durchgehend als «substandard»¹⁵.

Das wohl bald zweitausend Jahre dauernde Nebeneinander zweier Stammformenreihen für dieses häufige Verbum ist ein Kuriosum. Der Grund dafür ist eine morphologische Patt-Situation zwischen einerseits der eher ungewöhnlichen, aber offenbar schon im Urgermanischen fest im Sattel sitzenden schwachen Bildung des Präteritums und des Vergangenheitspartizips und andererseits dem Präsens, das so sehr den starken Verben mit *i* in der Wurzel (*singen*, *springen*, *dringen*, *ringen*, *gelingen*, *auswringen* etc.) gleicht, dass seine ablautenden Stammformen von den entsprechenden Formen der anderen Verben permanent Schützenhilfe erhielten, auch wenn sie fast durchgehend seltener verwendet wurden als die der anderen, schwachen Reihe. Historisch ist das Nebeneinander noch nicht befriedigend erklärt. Die Sprachwissenschaftler haben zwar vorgeschlagen¹⁶, von zwei gleichbedeutenden Verben auszugehen, einem starken und einem schwachen. Im Gotischen würden sie *briggan*, **bragg/*bruggum*, **bruggans* (stark) und **braggjan*, *brāhta*, **brāhts* (schwach) lauten. Das Präsens des letzteren scheint – mit dem üblichen Umlaut (s. oben 1.) – in altsächs. *brengian* und späte-

¹⁵ Im Amerikanischen ist *I'm going to dance with the one who brung me* mindestens seit einem Song aus den 1920er Jahren eine beliebte Redensart in Sport und Politik (cf. http://www.barrypopik.com/index.php/new_york_city/entry/dance_with_the_one_who_brung_you_darrell_royal/, 5.9.2017); bekannt ist auch Neil Diamond's Song «Play me» von ca. 1972 mit *song she sang to me, song she brang to me, words that rang in me, rhyme that sprang from me* (cf. <https://youtu.be/7HD6O9patDE>, 5.9.2017), wo aber wohl eher spontanes Wortspiel des Sprachkünstlers als authentische Dialekttradition vorliegt.

¹⁶ Z.B. Braune & Mitzka (wie Anm. 8), Grimm (wie Anm. 9).

rem sächs. *brennen* sogar bezeugt zu sein¹⁷. Warum aber im Präsens vor allem das erste und in den Vergangenheitsformen vor allem das zweite Verbum verwendet wurde, was eine stark unregelmässige Stammformenreihe ergab, dafür hat offenbar noch niemand eine Erklärung.

3. Auch in unserer dritten Fallstudie, dem Wort *fragen*, geht es um ein Verbum, das zwischen stark und schwach schwankt, jedoch auf andere Weise. Hier ist vor allem das lautliche Resultat, das sich im Schweizerdeutschen ergeben hat, faszinierend. Ich stütze mich ganz auf die einschlägige Karte des Sprachatlases der Deutschen Schweiz (SDS), die letzte der Serie «mhd. â bzw. dessen Umlaut» (vereinfachte Version hier S. 300)¹⁸. Ein grösserer Vokalreichtum in einem einzigen Wort auf so engem Raum ist kaum vorstellbar. Zuerst wollen wir uns den synchronen Befund und die Verteilung der Vokalvarianten ansehen, anschliessend folgt ein kurzer historischer Kommentar. Vorauszuschicken ist, dass die phonetischen Karten des SDS für die Vokale (hier /a:/ und /o:/) schwarz, für ihre Umlaute rot, für «verdampfte» (d.h. gerundete und damit leicht gehobene) Aussprachevarianten tiefer Vokale kreisförmige, für die nicht verdampften geradlinige Symbole verwenden¹⁹.

Fangen wir (siehe Karte) unsere Beschreibung im Nordwesten an: Die ganze Region Basel (Basel-Stadt, Basel-Landschaft sowie das angrenzende Elsass und Baden, die wir hier ausklammern) einschliesslich fast des ganzen Kt. Solothurn sagt *fröge* mit geschlossenem [o:].

¹⁷ Nach diesem Schema gehen auch ein paar andere gotische Verben, z.B. *þagkjan*, *þāhta*, *þāhts*, genau entsprechend *denken*, *dachte*, *gedacht*, deren Funktion vielleicht ursprünglich «intensiv» war, cf. Braune & Ebbinghaus (wie Anm. 7).

¹⁸ Hotzenköcherle & Trüb (1962), Karte 94.

¹⁹ Generell zur süddeutschen und nordschweizerischen Verdampfungstendenz z.B. Wiesinger (1983), 1106 (Ende Abschnitt 1); summarisch auch Wiesinger (1983), 831, Karte 47.5, Isoglosse 10 (ohne Berücksichtigung der Bündner Walser).

Daran legt sich ein breiter Gürtel *frōge* mit offenem [ɔ:]. Die Grenze zwischen den beiden Gebieten beginnt an der französischen Sprachgrenze westlich der Stadt Solothurn, folgt dem Jurasüdfuss nach Olten und dreht dort nach Norden ab zum Rhein. Östlich dieser Grenze kommt die geschlossene Variante noch punktuell vor, südlich nicht. Die äussere Grenze dieses Gürtels mit offenem [ɔ:] ihrerseits verläuft von der Sprachgrenze südlich des Bielersees ostwärts, wenige Kilometer nördlich an der Stadt Bern vorbei, über den Napf nach Wolhusen und Luzern, dreht dort in einem leichten Bogen nach Norden und läuft durch den Kt. Zug und der Westgrenze des Kt. Zürich entlang zum Rhein. Auch diese Variante kommt weiter östlich noch vor, südlich nicht.

An diesen Gürtel schliesst, über fast die ganze Länge der Grenze, die Variante *frāge* an, wobei der SDS vor allem in den Grenzbereichen zahlreiche verdumpfte, stark verdumpfte und sogar im Grenzbe- reich zwischen /a:/ und /o:/ liegende Varianten verzeichnet²⁰. Diese sind am prominentesten vertreten in der Innerschweiz (Obwalden, Nidwalden, Uri, Glarus, Schwyz), im Kt. Zug (Osthälfte) sowie im Kt. Zürich westlich des Zürichsees (Knonauer Amt).

Die als «neutral» eingestufte Variante [a:] findet sich in grossen Teilen des Kt. Bern vor allem südlich und östlich der Hauptstadt sowie in Deutsch-Freiburg, wo sogar eine noch leicht hellere Version vorkommt, wohl durch den Kontakt zum Französischen verursacht. Die bisher genannten Phonemvarianten sind auf der Karte alle mit schwarzen Symbolen wiedergegeben.

Die neutrale Variante in BE grenzt nun aber ihrerseits an eine noch hellere Variante, *frāge*. Obwohl dieser Übergang ebenfalls fast «gleitend» ist, überschreiten wir hier eine fundamentale Phonem- grenze, nämlich von /a:/ zu seinem Umlaut /æ:/. Die Symbole sind

²⁰ Der SDS unterscheidet für das Phonem /a:/ (und seine Verdumpfung) und für das Phonem /o:/ je sieben verschiedene Schattierungen plus eine, \bar{a} , genau in der Mitte auf der Grenze, das macht fünfzehn Phonemvarianten für zwei Phoneme; s. z.B. Hotzenköcherle (1984), 30. In unserem Überblick wird auf diese Feinunterteilung nicht einge- gangen.

nun rot. Bei dieser ersten Umlautvariante, die wir antreffen, handelt es sich um das sogenannte «überoffene \bar{e} », also eben [æ:], dessen starke Öffnung (und Senkung) die phonetische Distanz zur benachbarten neutralen, d.h. für ein schweizerdeutsches /a:/ relativ hohen Variante ziemlich klein hält. Die Grenze zwischen den Formen *frāge* und *frāge* verläuft im Kt. Bern bei Interlaken zwischen dem Thuner- und dem Brienersee. Die umgelautete Form beherrscht weiterhin das Lauterbrunnen-, Lütshin- und Haslital und reicht einerseits nach Norden ins Waldemmental und Entlebuch hinüber und andererseits über den Grimselpass ins Goms, das sogenannte obere Deutschwallis. Im unteren Deutschwallis, d.h. unterhalb Brig, einschliesslich Saas-, Matter- und Lötschental, findet sich mehrheitlich eine geschlossene Variante *frēge* [e:] wobei im ganzen Deutschwallis da und dort auch eine neutrale oder leicht offene Aussprache *frēge* [ɛ:] vorkommt.

Die beiden Walliser Hauptformen finden wir schliesslich, ebenso klar getrennt, in den beiden Walser Auswanderungsgebieten in Graubünden wieder, die wir schon im Zusammenhang von *gebrācht* und *gebrungen* (oben 2.) getroffen haben: Die Gommer Variante *frāge* gelangte ins Bündner Oberland, Rheinwald und Aversal (Südwestwalser), diejenige des unteren Deutschwallis, *frēge*, in die Landschaft Davos, ins Schanfigg und ins Prättigau (Nordostwalser).

Fehlt noch die Nordostschweiz, nördlich und östlich des Zürichsees. Hier herrscht eine Art Patt-Situation (vergleichbar derjenigen oben, 2.), und dementsprechend ergibt sich ein ziemlich heterogenes Bild. Wie sonst im Mittelland, Jura und Baselbiet sind fast ausschliesslich verdumpfte Formen in Gebrauch, hier aber neben der nicht umgelauteten (*frōge*) weitverbreitet auch eine umgelautete (*frāge* mit [æ:], d.h. offenem ö). Punktuell wurde auch *frōge* registriert, vor allem im oberen Tösstal, um den Obersee herum und im Sarganserland. Es kristallisieren sich zudem deutliche kantonale Vorlieben heraus: Im Thurgau ist vorwiegend, in den beiden Appenzell praktisch ausschliesslich *frōge* belegt, und im Churer Rheintal ist die umgelautete Form überhaupt nicht belegt. Die Kantone St. Gallen und Zürich dagegen tendieren im Gegenteil deutlich zu *frāge*, und Schaffhausen ist gemischt.

Diese synchrone Bestandesaufnahme ruft nach Erklärungen. Hierfür werden wir uns mit Vorteil einige dialektologische Prinzipien in Erinnerung rufen:

- (1) In einem Dialektkontinuum verändern sich die Sprachmerkmale kaum je autonom, sondern fast immer in permanentem Kontakt mit den Nachbarn. Lautwandel beispielsweise verlaufen innerhalb einer Sprechergruppe meist homogen, zwischen benachbarten Sprechergruppen ähnlich, zwischen Gruppen mit weniger Kontakt weniger ähnlich, zwischen solchen ohne Kontakt meist ganz anders.
- (2) Auch Auslese- bzw. Verallgemeinerungsprozesse können durch Nachbarn beeinflusst werden bzw. bei völliger Trennung unterschiedlich verlaufen.
- (3) In sprachlichen Randlagen, wo Beeinflussung durch Sprecher derselben Sprache tendenziell schwach und einseitig ist (dafür aber ganz andersartige Einflüsse von einer Nachbarsprache her wirken können), verlaufen Prozesse oftmals auf «extreme» Weise, indem ganz andere Archaismen bewahrt und ganz andere oder weitergehende Innovationen getätigt werden als anderswo im Sprachgebiet.
- (4) Topographische Hindernisse wirken oft als Barriere für sprachliche Ausbreitungstendenzen.
- (5) Sprechergruppen können auswandern – und so auch grosse Hindernisse überwinden –, wodurch sie ihre typischen Sprachmerkmale einer anderen Gegend einpflanzen und damit ein Kontinuum beträchtlich «stören» können.

All dies können wir an unserem Beispiel *fragen* gut beobachten:

- (1) Den ersten Punkt, um den es mir hier vor allem geht, soll die folgende Wanderung den Linien des Vokaldreiecks entlang illustrieren: von [o:] hinunter via [ɔ:] nach [a:] und auf der anderen Seite wieder hinauf via [æ:] nach [e:]. Sie entspricht grosso modo dem Weg, für die heute eine Basler Familie, die ins Wallis skifahren geht, noch gut drei Stunden

benötigt, oder auch dem Weg, den in umgekehrter Richtung Thomas Platter der Ältere (*1499 in Grächen, †1582 in Basel) zurückgelegt und später in seiner Autobiographie als Weg vom Hirtenjungen zum Latein- und Griechischlehrer, Buchdrucker und Unterstützer der Reformation nach-erzählt hat. Von Basel [o:] gehen wir über den Jura nach Olten [ɔ:] und weiter durch den Oberaargau [ɔ:], via Burgdorf [ɔ:] nach Bern [a:]. Dann folgen wir weiter der Aare hinauf über Thun [a:] in Richtung Alpen, überschreiten eine markante Dialektgrenze bei Interlaken [æ:]²¹ nach Brienz [æ:] und über Meiringen [æ:] das Haslital hinauf [æ:], über den Grimselpass ins Oberwallis, zuerst ins Goms [æ:], dann hinunter in den westlichen Teil des Deutschwallis nach Visp [ɛ:]/[e:] und hinauf in eines der prächtigen Seitentäler [e:]. Das Beispiel zeigt, dass die Sprachgeschichte nicht nur die Tendenz hat, Phonemunterschiede in einem Dialektkontinuum klein zu halten und mit gleitenden Übergängen anzuordnen, sondern im Extremfall ganze Ketten aus solchen Übergängen bilden und – wie in unserem Beispiel – entlang wichtiger Verkehrswege im Gelände «niederlegen» kann.

- (2) Auslesevorgänge, die nie ohne Einfluss der näheren und ferneren Nachbarn ablaufen, können vor allem in den Gegenden beobachtet werden, wo die umlautende und die nicht umlautende Variante bis heute in Konkurrenz stehen,

²¹ Diese Grenze ist speziell bei phonetischen Merkmalen noch immer sehr auffällig, s. z.B. Christen *et al.* (2013), für den Vokalismus Karten 83, 84, 87, 88, 89 (und 2, 49, 114), 90, 91, 92, 93, etwas zurückgedrängt 95; für die Konsonanten 99, 100, 103, ähnlich 102, s. ferner 336. Im Wortschatz hat sich die Grenze dagegen stark verflüchtigt, doch s. immerhin noch Karten 4 (etwas zurückgedrängt) 5, 13 (etwas zurückgedrängt), 17, 19 (etwas vorgerückt), 20, 23, 32 (etwas vorgerückt), 33 (desgl.), 45 und 56 (etwas zurückgedrängt), 66, 68, 70. Auf den zahlreichen Karten des SDS ist die Grenze noch vielfältiger beobachtbar.

also namentlich in der Nordostschweiz. Hier ist klar ersichtlich, dass sich die nicht umlautende (offen oder gar geschlossen), die an vielen Orten nur noch kleine Inseln bildet, vor der umlautenden auf dem Rückzug befindet. Stabil ist sie unter anderem noch im Rheintal von Sargans hinauf bis oberhalb von Chur, wohin sie – wie das Churer Deutsch insgesamt – vom St. Galler Rheintal her gelangt ist (als dieses noch nicht von der Umlautform eingenommen war).

- (3) «Extreme» Veränderungen in Randzonen lassen sich an den Endpunkten unserer Wanderung beobachten, die beide an der Sprachgrenze liegen, besonders deutlich in den einst abgelegenen Bergtälern des unteren Deutschwallis, wo die umgelautete Variante [æ:] noch zusätzlich bis zu geschlossenem [e:] aufgehellt worden ist, aber auch in der Region Basel (mit Elsass und Baden), wo das in der Nordschweiz übliche verdumpfte /a:/, d.h. [ɔ:], noch zusätzlich bis zu [o:] geschlossen wurde²².
- (4) Auch topographische Hindernisse spielen in unserem Fallbeispiel eine Rolle. Eines ist der Zürichsee, der die sich ausbreitende umgelautete Form *fræge* (bisher) aufgehalten hat (das Knonauer Amt im Westen war bis 1500 nach Zug, Schwyz und Luzern orientiert und hat deshalb bis heute nicht umgelautete, stark verdumpfte Formen). Zweitens fällt die eindruckliche Talschwelle zwischen Wolhusen und Entlebuch auf, oberhalb deren die umgelautete Form vorherrscht, unterhalb deren aber die nicht umgelautete (ähnlich wie bei Interlaken)²³.

²² Auf den Karten, deren Formen nur entweder altes /a:/ oder umgelautetes /æ:/ enthalten, sind deren jeweilige Varianten und Verbreitung gut sichtbar, s. z.B. Hotzenköcherle & Trüb (1962), Karte 86 («Haken») und 87 («häkeln»).

²³ Auch die Grenze im Entlebuch ist noch in vielen anderen Bereichen vor allem der Phonetik beobachtbar, s. Christen *et al.* (2013), Karten

- (5) Und für Wanderungen nach Punkt (5) schliesslich sind im Schweizerdeutschen die schon mehrfach erwähnten Walser der klassische Fall. Dies hat zu abrupten Grenzen geführt, wie z.B. am Ausgang des Prättigaus zwischen *frēge* der Nordostwalser und *frōge* (teilweise sogar *frōge*) der Bündner Herrschaft und des Sarganserlandes.

Die schwierigste historische Frage aber ist die nach dem Grund, warum überhaupt neben *frāgen* ein umgelautetes *frāgen* existiert. Darauf habe ich in der einschlägigen Literatur keine abschliessende Antwort gefunden. Klar ist, dass das Hochdeutsche schon vor Einsetzen der Zeugnisse mit der Vorgeschichte dieses Verbums ziemlich radikal gebrochen haben muss²⁴. Alle anderen alten germanischen Sprachen, und insbesondere das früh (350 n. Chr.) und sehr gut bezeugte Gotische zeigen ein unregelmässiges starkes Verbum, das im Präteritum und Vergangenheitspartizip ganz normale Formen zeigt, nämlich got. Prät. Sg. *frah*, Pl. *frēhum*, Pzp. *fraihans* (wie die Entsprechungen zu *liegen*, *genesen*, *lesen*, *essen*, (*ver*)*gessen*, (*ver*)*wesen*, *geben* usw.), im Präsens aber nicht das «reguläre» *fraihan*, sondern *fraihnan* (<ai> = [ε]). Dieses zusätzliche *-n-* ist in fast allen altbezeugten germanischen Sprachen sehr präsent, insbesondere im Altsächsischen und Altenglischen, aber auch im Altnordischen, – im Althochdeutschen jedoch nur noch in einer einzigen Vergangenheitsform (das Präsens dazu müsste **gi-frēgnan* gelautet haben)²⁵. Ein Reflex des alten (kurzen) Präsensvokalismus hat sich freilich bis in eine mittelhochdeutsche Nebenform *vrēgen* erhalten²⁶. Sonst

79, 84 («Brügg/Brugg»), 86, 87, (90), 93 («Schweschter/Schwöschter»), 100, 102, 103, 109, 111, 114; noch viel besser beobachtbar ist sie im SDS.

²⁴ Die beste Übersicht über die Bezeugungen gibt Lehmann (1986), 122f. Auszugehen ist von der idg. Wurzel **prek'-* «bitten, fordern» (s. z.B. lat. *precārī*, woraus frz. *prier*).

²⁵ Braune & Mitzka (1961), 276 (§343 Anm. 7).

²⁶ Lexer (1872–78), s.v. *vrāgen* (<http://www.woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/setupStartSeite.tcl> – Klick: LEXER). Diese Form zeigt das -

aber herrscht im Deutschen von allem Anfang an ein neues, schwaches Verbum vor mit den Formen: ahd. *frāgēn/frāhēn*, Prät. *frāgēta*, mhd. *vrāgen*, *vrāgete*, nhd. *fragen*, *fragte*, im Niederdeutschen altsächs. *frāgon*, *frāgoda*²⁷, nnl. *vragen*, *vraagde* (heute mehrheitlich *vroeg*, aber das Pzp. ist nach wie vor schwach: *gevraagd*). Es wird einhellig für eine denominative Ableitung vom femininen Substantiv *frāga* «Frage» gehalten. Für Umlaut war da hingegen a priori kein Anlass. Da in einem solchen Fall einer Ablösung eines alten (unregelmässigen) Wortes durch ein neues (regelmässiges) aber auf jeden Fall eine lange Übergangszeit angenommen werden muss, wie sie im Altsächsischen mit *frāgon* neben *fregnan* direkt fassbar ist, drängt sich die Annahme auf, dass die Umlautvariante mit [æ:] als Mischform aus dem alten Verbum mit [ɛ] und dem neugebildeten mit [a:] in gewissen südalemannischen Dialekten entstanden ist (etwa im 8./9. Jahrhundert?), noch lange, bevor wir von diesen erste Zeugnisse haben, und jedenfalls weit vor den Walserwanderungen, ja sogar noch vor der Weiterentwicklung der geschlossenen Variante des unteren Deutschwallis. Solche morphologisch motivierten, also nicht lautgesetzlichen²⁸ Umlaute sind sehr vielfältig beobachtbar und entsprechend bis heute noch nicht abschliessend erforscht und verstanden²⁹.

n- nicht mehr und flektiert schwach, kann also nicht als direkte Fortsetzung des alten Verbums gelten.

- ²⁷ Ein Schwanken bei den schwachen Verben zwischen der zweiten (-*ōn*) und der dritten Klasse (-*ēn*) ist sogar innerhalb des Althochdeutschen beobachtbar, s. Braune & Mitzka (1961), 293 (§369 Anm. 2).
- ²⁸ Die Annahme von «provinziellen Lautgesetzen», wie sie das SI (1881, Sp. 1291) postuliert, ist m.E. weniger plausibel als ein morphologisch motivierter Vorgang (<https://www.idiotikon.ch/online-woerterbuch> – Suche: fragen).
- ²⁹ S. Lüssy (1983), 1083–88, spez. 1087 zum Verbum. Einen Eindruck geben auch viele Karten im SDS, z.B. Hotzenköcherle & Trüb (1962), Karten 88–93. Viel Einfluss ging bei den Verben von der gewichtigen 1. Klasse der schwachen Verben aus. In unserem Fall könnte insbesondere auch das Verbum *sagen* (3. Klasse) gewirkt haben (diese Bemerkung verdanke ich einem anonymen Gutachten zu diesem Bei-

Nun ist es durchaus wahrscheinlich, dass diese umgelautete Variante früher auch in anderen Gebieten der heutigen Deutschschweiz vorgekommen ist, jedoch durch Auslese (oben, Punkt 2) in den meisten Gebieten der «Normalform» *frāgen* unterlegen ist. Dies dürfte an manchen Orten noch nicht sehr lange entschieden sein³⁰. Nur in den etwas abgelegenen Gebieten des Hasli, Entlebuch und Wallis, wo die Entscheidung anders ausging, muss angesichts der gleichen Situation bei den Bündner Walsern die Auslese schon sehr früh vonstatten gegangen sein und konnte in der Folge nicht mehr umgedreht werden (mindestens bis jetzt).

In diesem Zusammenhang stellt sich noch die letzte wichtige Frage, nämlich warum auch in der Nordostschweiz die – hier gerundete – Umlautform *frāge* die nicht umgelautete Form *frōge* teilweise verdrängen konnte in einem Prozess, der offenbar bis heute anhält. Woher hat die Umlautform den dafür nötigen Sukkurs erhalten? Dafür könnte ein eher junges Phänomen mit verantwortlich sein, nämlich die Tendenz der 2. und 3. Pers. Sg. Präs. von *fragen* zur Umlautung (*frāgst*, *frāgt*) nördlich des Rheins und Bodensees. In der Schriftsprache kommen diese Formen etwa um 1700 auf, und dialektal sind sie im Schwäbischen besonders stark vertreten³¹. Dort dürften sie sogar noch etwas älter sein, allerdings wiederum nicht allzu viel, denn sie werden, wie das Präteritum *frūg*, durch Analogie zu den alten starken Verben *tragen*, *schlagen* etc. erklärt³², und diese Analogie wurde ihrerseits erst durch die frühneuhochdeutsche

trag). Zu diesem Verbum, das tatsächlich viel spontanen Umlaut zeigt, ahd. und mhd. allerdings Kurzvokal hatte, s. Braune & Mitzka (1961), 292 (§368 Anm. 2).

³⁰ Das SI (wie Anm. 28) rechnet damit, dass die umgelautete Form «vor der starken Beeinflussung durch die Schule wohl vorherrschte».

³¹ Zu den Zeugnissen für diese Formen s. z.B. Grimm (1878), Sp. 50.

³² S. Grimm (wie Anm. 31), oder jüngst U. Stölzel auf der Homepage des IDS Mannheim, http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/fragen.ansicht?v_id=83, 16.9.2017. Ebenso ist nnl. *vroeg* nach *droeg*, *sloeg* gebildet.

Dehnung der Vokale in offener Silbe möglich³³. Sprachlicher Einfluss seitens des Bodenseealemannischen und Schwäbischen auf die Dialekte der Nordostschweiz ist auch sonst mannigfach feststellbar³⁴, und in unserem Fall hat er seinerzeit offenbar genügt, um die damals noch nicht abgeschlossene Ausmarchung zwischen *frōge* und *fræge* hinauszuzögern und sogar eher in Richtung von *fræge* zu drängen. Westlich und südlich des Zürichsees ist die Entscheidung dagegen längst zugunsten der nicht umgelauteten Formen gefallen.

BIBLIOGRAPHIE

- Bellmann Günter *et al.* (2002), *Mittelrheinischer Sprachatlas*, Bd. 5: *Morphologie*, Tübingen.
- Braune Wilhelm & Ebbinghaus Ernst A. (1981), *Gotische Grammatik*, 19. Aufl., Tübingen.
- Braune Wilhelm & Mitzka Walther (1961), *Althochdeutsche Grammatik*, 10. Aufl., Tübingen.
- Christen Helen *et al.* (2013), *Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz*, 5. Aufl., Frauenfeld.
- Gotthelf Jeremias (1850), *Uli der Knecht*, Berlin.
- Gotthelf Jeremias (1854), *Erlebnisse eines Schuldenbauers*, Berlin.
- Grimm Jacob & Grimm Wilhelm (1860, 1878, 1889, 1919), *Deutsches Wörterbuch*, Bde. 2, 4, 13, 17, Leipzig und Berlin.
- Handschuh Doris, Hotzenköcherle Rudolf, Trüb Rudolf *et al.* (1975), *Sprachatlas der deutschen Schweiz*, Bd. 3: *Formengeographie*, Bern.
- Hey Albert (1985), *Rheinhessische Stichelcher*, Aspisheim.

³³ Zu dieser Dehnung s. Wiesinger (1983), 1091f. mit Karte. Ob auch das mhd. *vrēgen* (oben m. Anm. 26) diese Analogie in Deutschland noch etwas fördern konnte, sollte wohl nicht vorschnell ausgeschlossen werden; dies müsste aber anhand der Zeugnisse genauer abgeklärt werden.

³⁴ S. z.B. Hotzenköcherle (1984), 95f.

- Hotzenköcherle Rudolf (1984), *Die Sprachlandschaften der deutschen Schweiz*, Aarau.
- Hotzenköcherle Rudolf & Trüb Rudolf (1962), *Sprachatlas der deutschen Schweiz*, Bd. I: *Lautgeographie*, Bern.
- Lehmann Winfred P. (1986), *A Gothic Etymological Dictionary*, Leiden.
- Lexer Matthias (1872–78), *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch*, 3 Bde., Leipzig.
- Lüssy Heinrich (1983), Kap. 56, Umlautung in den deutschen Dialekten, in Besch Werner *et al.* (Hg.), *Dialektologie*, 2. Halbband, Berlin, 1083-1088.
- OED (1971) = *Oxford English Dictionary*.
- SI (1881) = *Schweizerisches Idiotikon*, Bd. I.
- Sievers Eduard & Brunner Karl (1965), *Altenglische Grammatik*, 3. Auflage, Tübingen.
- Wiesinger Peter (1983), Kap. 47, Die Einteilung der deutschen Dialekte, Kap. 57, Dehnung und Kürzung in den deutschen Dialekten, und Kap. 59, Hebung und Senkung in den deutschen Dialekten, in Besch Werner *et al.* (Hg.), *Dialektologie*, 2. Halbband, Berlin, 807-900, 1088-1101 und 1106-10.